

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2502

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2502



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 29. 3. 2020

Inhalt

Vorwort: Fernunterricht ersetzt die Schule nicht	1
27.3.2020, Marianne Wüthrich	1
Fernunterricht ersetzt die Schule nicht	3
Journal21, 21.3.2020, Carl Bossard	3
Das abstürzende Klassenzimmer	5
Technology Review, April 2020, von Nike Heinen und Natalie Wexler	5
Tschüss Schulhaus	10
NZZ am Sonntag 22.3.2020, Leben mit Corona, René Donzé	10
«Schüler werden im Sommer nicht so weit sein»	11
20Minuten 23.3.2020	11
Ersatz des Klassenunterrichts nur als Notbehelf	12
Der Zürcher Bote 27.3.2020, Leserbrief von Marianne Wüthrich	12
Fazit und Erfahrungen aus der ersten Woche Fernlernen	12
26.3.2020, Yasmine Bourgeois	12
Massnahmen für ein qualitativ gutes Fernlernen	14
26.3.2020, Marc Bourgeois	14
Schule im Corona-Modus	15
Der Zürcher Bote 27.3.2020, Hanspeter Amstutz	15
Schwächere Schüler dürfen nicht leiden	17
NZZ 21.3.2020 Meinung & Debatte, Erich Aschwanden	17
Überrollt uns nun eine unreflektierte Digitalisierungswelle?	18
23.3.2020 Hanspeter Amstutz	18
Logopädie – erfolgreich integrierende Therapie	20
Condorcet Bildungsblog 18. März 2020, Gastbeitrag von Peter Aebersold	20

Vorwort: Fernunterricht ersetzt die Schule nicht

27.3.2020, Marianne Wüthrich

Weil dieser Titel besonders gut ausdrückt, worum es in den heutigen Schulen und auch in diesem Newsletter im Kern geht, erlaube ich mir, ihn von Carl Bossard zu borgen. Gerade in Zeiten, wo die Kinder und Jugendlichen gezwungenermassen zu Hause lernen müssen, zeigt sich das grundsätzliche Problem der voll digitalisierten und selbstorganisierten Schule deutlich: Sie entspricht nicht dem, was der junge Mensch braucht, um sich geistig, seelisch und körperlich zu einem vielseitig gebildeten, innerlich gefestigten und für das Leben gerüsteten Erwachsenen entwickeln zu können. Lernen ist an die Beziehung des Kindes zum Lehrer gebunden; Auftrag der Schule ist es, der Jugend Bildung zu vermitteln – von Mensch zu Mensch. Daran erinnern in diesem Newsletter Carl Bossard, Yasmine



und Marc Bourgeois, Hanspeter Amstutz und Erich Aschwanden, der auch die Wichtigkeit der Schule und des Klassengeschehens für die soziale Entwicklung der Kinder aufgreift.

Vermisste Geborgenheit des gemeinsamen Klassenunterrichts

Diese Grundgesetze des Lernens belegt der eindrückliche Artikel «Das abstürzende Klassenzimmer» mit zahlreichen wissenschaftlichen Befunden und den dazugehörigen Beobachtungen von Pädagogen im Schulzimmer. Der ursprüngliche Bericht der Amerikanerin Natalie Wexler, den wir, übersetzt von Urs Kalberer, im Newsletter vom 2. Februar abgedruckt haben, wird hier auf die Digitalisierung «im Eiltempo» an den deutschen Schulen hinübergedacht und gilt selbstverständlich ebenso für die Schweizer Schulen.

Damit sollen die positiven Seiten der elektronischen Hilfsmittel in keiner Weise verneint werden. Zurzeit sind wir besonders froh über die vielen technologischen Möglichkeiten. Aber, wie Hanspeter Amstutz in seinen Gedanken eines Grossvaters (und erfahrenen Lehrers) zur «Schule im Corona-Modus» richtig festhält: Wer glaubt, die schulische Entwicklung der Schüler sei ebenso gut über digitale Kanäle möglich wie im Klassenzimmer, versteht wenig vom Lernen und Lehren. Einen «digitalen Schub» verspricht sich ZLV-Präsident Christian Hugi von der aktuellen Situation – da könnte er sich schwer täuschen. So weist Pädagoge Amstutz in seinem zweiten sehr lesenswerten Artikel darauf hin, dass auch noch so gute Präsentationen und Lernsoftware die unabdingbare Lehrer-Schüler-Beziehung nicht ersetzen können. Auch Hugi merkt an, dass seine Schüler schon nach wenigen Tagen ihre Lehrer vermisst haben.

Lehrerinnen und Lehrer leisten grossen Einsatz, um mit den Schülern in Kontakt zu bleiben

Es ist deshalb kein Zufall, dass Lehrer im ganzen Land täglich oder mehrmals pro Woche Videokonferenzen mit ihrer Klasse einrichten, um eine Situation zu schaffen, die dem Klassenunterricht so nahe als möglich kommt. Es ist kein digitaler «Schub», der den Schülern dann wieder Schwung und Mut zum Weiterlernen gibt, sondern das Erlebnis, sich mit der Lehrerin und den Mitschülern wenigstens auf dem Bildschirm treffen und seine Fragen und Erkenntnisse diskutieren und klären zu können. Überhaupt ist es beeindruckend, wie die Lehrerinnen und Lehrer im ganzen Land ihr Bestes tun und viel Zeit und persönliches Engagement einsetzen, um das Lernen der ihnen anvertrauten Jugend so gut als möglich aufrechtzuerhalten.

Verfehlte Abwertung der aktuellen Bemühungen um einen Notunterricht

Da kommt der Artikel von René Donzé in der NZZ am Sonntag teilweise schon etwas locker vom Hocker daher. Schon der Titel «Tschüss Schulhaus», und dann die Darstellung, als ob die Lehrer nicht wüssten, was sie nun mit ihren Schülern anfangen sollten... Wenig hilfreich ist auch die von ihm zitierte Aussage der Zürcher Bildungsdirektorin, nach der Schliessung der Schulen würden «Tage des Chaos» folgen. Damit redet Silvia Steiner die grosse und bewundernswerte Einsatzbereitschaft der Zürcher Lehrerschaft und ihre vielen kreativen Einfälle schon im Voraus klein – eine schwache Leistung. In dieselbe Schublade gehört die entmutigende Idee, alle Kinder im Sommer eine Klasse repetieren zu lassen. Besonders bedenklich ist, dass sie von Sarah Knüsel kommt, der Verbandspräsidentin der Zürcher Schulleitungen. («Schüler werden im Sommer nicht so weit sein»)

Fernunterricht deckt die die eklatanten Schwächen des Integrationsmodells auf

Wie leistungsschwächere Schüler und besonders Kinder aus Problemfamilien und von Eltern mit wenig Deutschkenntnissen über diese Zeit betreut werden können, wird von mehreren Autoren aufgeworfen und ist tatsächlich ein grosses Problem, das sehr ernstgenommen werden muss. Der Erfahrungsbericht der Zürcher Primarlehrerin und



Gemeinderätin Yasmine Bourgeois eröffnet Ansätze für Lösungen, die auch über die Corona-Krise hinausreichen könnten. In der jetzigen Lage zeigt sich nämlich, dass der Fernunterricht an seine Grenzen kommt, weil in den Integrationsklassen viele Kinder neben der Klassenlehrerin verschiedene weitere Bezugspersonen haben. Diese erteilen den einzelnen Schülerinnen zusätzliche Aufträge, so dass die Lehrerin keinen Überblick behält, wer wo steht und welche Unterstützung benötigt.

Heilpädagogen stehen in einer besonderen Verantwortung

Die Lösung liegt gemäss Yasmine Bourgeois auf der Hand: Die Kinder mit «besonderen Bedürfnissen» müssen von den Heilpädagogen in voller Verantwortung übernommen werden, während die Klassenlehrerin sich auf die Regelschüler konzentrieren kann (mit ergänzenden Lösungen für die Kinder, die Förderlehrer in Psychomotorik, Logopädie oder DaZ haben). Nur so besteht Gewähr, dass jedes Kind auch heute persönlich und nach seinen Bedürfnissen genügend abgestützt ist, um beim Lernen voranzukommen.

Kantonsrat und Unternehmer Marc Bourgeois skizziert als Mitglied der Kommission für Bildung und Kultur, wie die dringenden Anliegen seiner Frau (und sicher vieler anderer Lehrer) konkret umgesetzt werden könnten,

Zur Abrundung des Newsletters legt der ehemalige Lehrlingsausbildner und Bezirksschulpfleger Peter Aebersold seine Erfahrungen mit der Logopädie dar, die im Gegensatz zur Ideologie der undifferenzierten Integration aller Kinder in Regelklassen sehr hohe Therapieerfolge bei sprachauffälligen Schülern erzielt und damit eine echte integrierende Wirksamkeit aufweist.

Die Redaktion des Zürcher Newsletters wünscht Ihnen eine spannende Lektüre.

Fernunterricht ersetzt die Schule nicht

Journal21, 21.3.2020, Carl Bossard

Wie ein Bergsturz überkam uns das Corona-Virus. Die Schulen sind seit einer Woche geschlossen; angesagt ist Fernunterricht. Das ist für viele gut, benachteiligt aber manche Kinder.

Lehrer seien „nicht gerüstet, um die Schüler zuhause mit Lernstoff und Aufgaben zu versorgen“, wettete die Luzerner Zeitung dieser Tage und zog mit einem Pauschalverriss über die Schulen her.¹ „Es kann nicht sein, dass Tausende von wissbegierigen Schülern für Wochen, vielleicht für Monate auf dem Trockenen sitzen“, schimpfte der erboste CH-Media-Redaktor weiter.

Kinder im Homeoffice

Wie wenn dem so wäre! Wer nach dem unerwarteten bundesrätlichen Stopp des Präsenzunterrichts in Arbeitszimmer einzelner Schulen schaute, sah, wie intensiv sich Lehrerinnen und Lehrer um eine sinnvolle Fortsetzung des Unterrichts kümmerten. Sie informierten die Schülerinnen und Schüler, versandten Aufgaben übers Netz und verschickten gedruckte Unterlagen per Post – oft versehen mit persönlichen Notizen und guten Wünschen. So können die Kinder zu Hause lernen – digital und analog. Keine Spur von „Ratlosigkeit“, wie sie der Journalist den Lehrern unterstellte. Im Gegenteil!

Die journalistische Brandrede verkennet, dass sich im Unterricht nicht alles an Digitalprogramme delegieren lässt, auch wenn die IT-Branche so tut als ob. Verdrängt da nicht

¹ François Schmid-Bechtel, Krise deckt unsere Versäumnisse auf, in: Luzerner Zeitung, 16.02.2020, S. 1.



wirtschaftliches Gewinnstreben die pädagogische Intention? Der Monitor allein ist ein ungeselliger Geselle – gerade für jüngere Kinder und auch für lernschwächere. Sie können sich nicht einfach hinsetzen und sagen: „Ich lern’ jetzt was!“ Hier liegen die Limite des „Teach yourself!“ und die Grenzen der digitalen Revolution. Es geht nicht alles selber; es braucht das angeregte Hirn. Und wer regt es an? Ein lebendig anregendes Vis-à-vis. Schulisches Lernen hat neben dem Inhaltsaspekt eben immer auch einen Beziehungsaspekt.

Medienberichte über Schülerinnen und Schüler im aktuellen Homeoffice zeigen diese meist zusammen mit animierenden Eltern.² Erwachsene ersetzen nun das, was Kinder in der Schule zwingend brauchen: die positive Beziehung zu einer verantwortungsbewussten Lehrerin, zu einem vital präsenten Lehrer, kurz: zu einem menschlichen Gegenüber, das ihnen Verbindlichkeit und Orientierung vermittelt. Der Mensch wird am Menschen zum Menschen. „Im Andern zu sich selbst kommen“ – darin erkannte der deutsche Philosoph Hegel das Wesen von Bildung.

Aufbau systematischen Wissens und Können

Kinder und Jugendliche müssen sich in allen Fächern intensiv mit dem Thema der Digitalisierung beschäftigen. Das steht ausser Zweifel. Die Schule ermöglicht dies stufen- und altersgerecht. Lernplattformen und Tablets liefern für den Unterricht neue Möglichkeiten. Es gibt viele gute Beispiele, beispielsweise aus den Naturwissenschaften, wo etwa die Smartphones unter pädagogischer Anleitung der Lehrperson als wissenschaftliche Messinstrumente genutzt werden. Für ihre Berufsbiografie brauchen junge Menschen auch auf diesem Gebiet Fertigkeiten und Fähigkeiten – verbunden allerdings mit der Einsicht in die Grenzen und Risiken dieser Technologie sowie mit der Fähigkeit, sich von deren Dominanz zu lösen.

Im Übrigen aber brauchen Kinder das, was sie immer brauchten: fachliches Wissen, kulturelle Grundfertigkeiten wie Lesen, Schreiben, Rechnen, dazu Urteilskraft und Selbsterkenntnis. Diese Kompetenzen kommen nicht von alleine. Darum wohl hat der renommierte Lernpsychologe Franz E. Weinert, Vater der ganzen Kompetenzdiskussion, darauf verwiesen, dass bei anspruchsvollen Lernaufgaben die gezielte und gekonnte Unterstützung durch die Lehrkraft notwendig ist. Nur so könne es zum Aufbau systematischen und fehlerfreien Wissens kommen, betonte er. Beim Lernen gehe es immer um Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch Schüler – also um zunehmendes Können oder um kontinuierlich verbesserte Kompetenz. Das lässt sich nicht an Digitalprogramme delegieren; Algorithmen allein können diese Aufgabe nicht übernehmen.

Big brother is teaching you?

Viele Studien bestätigen diesen Befund. Diejenigen, die in der Schule häufig mit Laptops und anderen digitalen Geräten arbeiteten, schlossen „bei den meisten Lernergebnissen viel schlechter ab, auch nach Berücksichtigung sozialer Aspekte“. Dies wies eine Analyse mit Millionen von Schülern in den 36 Mitgliedsländern der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD nach.³

Eine andere Studie belegte beispielsweise, dass Achtklässler, die Algebra I online belegten, deutlich schlechter abschnitten als ihre Kolleginnen und Kollegen, die den Kurs persönlich besuchten.⁴ Digitales Lernen brachte keinen Mehrwert. Im Gegenteil! Solche

² Vgl. u.a. Katja Fischer De Santi, *Zu Hause unterrichten – so geht’s*, in: *Zuger Zeitung*, S. 15.

³ *How classroom technology is holding students back*, MIT Technology Review, 19. 12. 2019, von Natalie Wexler, übersetzt ins Deutsche von Urs Kalberer. Der Originaltext ist abrufbar unter <https://www.technologyreview.com/s/614893/classroom-technology-holding-students-back-edtech-kids-education/>

⁴ Ebda.



wissenschaftlichen Befunde führten auch zu einer (Wieder-)Entdeckung des Lehrens.⁵

Bildung vermitteln, nicht einfach Lernen begleiten

Wer alles algorithmisch regeln will, nimmt dem Bildungssystem das Humane. Schulen haben den Auftrag, Bildung zu vermitteln und nicht einfach Lernen zu begleiten. Das hat der Redaktor der Luzerner Zeitung bei seinem feurigen Votum für die Digitalisierung der Schulen zu wenig bedacht.

Damit ist kein Plädoyer gegen digitale Medien formuliert; das wäre so dumm wie aussichtslos. Ihr schulischer Einsatz ist zu begrüßen und von eindrucklichem Nutzen. Doch es gilt, die Natur der Lern- und Bildungsprozesse zu respektieren – und damit die anthropologischen Konstanten: Die menschliche Evolution ist nicht einfach eine Kaskade technischer Revolutionen. Eine solche Einsicht hätten uns auch Johann Heinrich Pestalozzi oder Jean Piaget in einem Chatroom eröffnet. Sie ist nicht neu. Neu ist bloss die unsinnige Idee, dass die digitalen Medien das Lernen revolutionieren und erleichtern würden oder eine App die Lehrperson ersetzen könnte. Gerade für lernschwächere Kinder wäre das nicht zu verantworten.

Bildung ist an Personen gebunden

Verantwortungsbewusste Lehrpersonen haben darum ihren Schülerinnen und Schülern fürs coronabedingte Homeoffice den persönlichen Kontakt via Telefon angeboten – und nicht nur über digitale Kanäle. Sie wissen: Bildung ist immer und notwendig an eine Person gebunden. Das unterstreicht auch die Mail einer Mutter, die der Viertklass-Lehrerin ihres Sohnes geschrieben hat: „Tobias vermisst den Unterricht.“ Und dies schon nach drei Tagen! Die kleine Nachricht zeigt, wie wichtig die Lehrperson ist. Sie ist einer der stärksten Faktoren für den Lernerfolg. Das Digitale kann das Pädagogische nicht ersetzen.

Das abstürzende Klassenzimmer

Technology Review, April 2020, von Nike Heinen und Natalie Wexler

Deutsche Schulen sollen im Eiltempo digitalisiert werden. Ob das wirklich eine gute Idee ist? Der Blick in die USA zeigt, dass die Schulen dort deutlich weiter- und recht ernüchtert sind.

Ein Grundschul-Klassenzimmer in Washington D.C. Die meisten der Sechsjährigen sitzen vor Tablets. Sie sollen sich selbstständig mit mathematischen Problemen auseinandersetzen, während der Lehrer intensiv mit einer kleinen Gruppe arbeitet. Ein Junge, nennen wir ihn Kevin, starrt auf seinen Bildschirm. «Addiere 8 und 3», verlangt das Tablet.

Er kann nicht so gut lesen, also drückt er den «Vorlesen»-Knopf. Wieder und wieder. Ohne danach eine Antwort zu geben. Er versteht das Wort «addieren» nicht. Auf den Monitoren der anderen Kinder stehen Anweisungen wie: «Runde 119 auf den nächsten Zehner» und «Finde die Fläche des Dreiecks in den Quadraten wieder». Wenn ein Kind das Wort addieren nicht versteht, verstehen die anderen dann Wörter wie runden und Quadrat?

An den meisten US-Schulen ist die digitale Welt längst Realität. In einem Bericht des Meinungsforschungsinstituts Gallup gaben 89 Prozent der Schüler an, mehrere Tage pro Woche digital unterrichtet zu werden. 96 Prozent der Schul- und Schulbehördenleiter

⁵ Vgl. Gert J.J. Biesta (2017), *The Rediscovery of Teaching*. New York and London: Routledge.



sowie 85 Prozent der Lehrer unterstützten den «verstärkten Einsatz digitaler Lernwerkzeuge in ihrer Schule». Dabei ist völlig unklar, ob die Programme überhaupt als Lehrmittel geeignet sind. Neue Studien legen sogar nahe, dass sie gerade die Probleme lernschwacher Schüler noch viel größer machen. Eine Begeisterung ohne Datengrundlage also. Das scheint zumindest einem Teil der Lehrenden durchaus bewusst zu sein. Auf die Frage, ob «viele Informationen über die Wirksamkeit» der verwendeten digitalen Tools zur Verfügung stehen, antwortet nur etwa ein Viertel mit «Ja».

Tatsächlich ist die wissenschaftliche Beweislage dünn. Schlimmer noch: Der Großteil der Daten zeigt negative Effekte. 2015 etwa veröffentlichten Bildungsforscher eine Studie an Millionen Oberschülern in den 36 OECD-Staaten. Sie fanden heraus, dass jene Schüler, die den Computer intensiv in der Schule nutzten, «in den meisten Lernbereichen viel schlechter abschnitten, selbst wenn die Effekte um den sozialen Hintergrund und demografische Effekte bereinigt werden».

In einer Studie unter Studenten der Collegestufe an der US-Militärakademie Westpoint legten 2016 diejenigen in den Prüfungen schlechtere Ergebnisse ab, die Laptops oder digitale Geräte in ihren Klassen hatten. Achtklässler aus North Carolina, die Algebra online lernten, konnten in einem Vergleich an der Northwestern University 2014 am Ende nicht so gut rechnen wie die traditionell frontal unterrichteten. Und in einer 2019 veröffentlichten Datenanalyse durch die Pariser Reboot Foundation, die sich der «Anregung kritischen Denkens in Schulen» verpflichtet hat, kam heraus, dass Viertklässler, die Tablets in allen oder fast allen Klassen verwendeten, bei Lesetests im Durchschnitt eine ganze Note schlechter abschnitten als Kinder, die nur Papier benutzten. Die Stiftung hatte dabei unter anderem auf Daten aus den Pisa-Tests zurückgegriffen.

Dieser Effekt zeigt sich auch bei den sogenannten «Flipped»-Kursen: Tutorials vermitteln den Lernenden zu Hause den Stoff. In der Unterrichtszeit wird dann das Gelernte vertieft. Sozusagen umgedrehter Unterricht. Dabei zeigt sich etwa, dass diejenigen, die ohnehin stark in Mathe waren, gute Fortschritte machten. Aber alle anderen kamen gar nicht voran. Die Digitalisierung machte die vorhandenen Leistungsunterschiede also nur noch größer.

Dabei sollte die Technologie genau das Gegenteil bewirken. Die USA haben schon lange ein Problem mit Bildungsgerechtigkeit. Wann immer Schüler getestet werden, tun sich massive Lücken zwischen den Kindern wohlhabender Familien und denen aus armen Schichten auf. Früher versuchte man, die Ausbildung der Lehrer zu verbessern, um das auszugleichen. Heute setzen die Pädagogen ihre Hoffnung vor allem auf Software und Online-Tutorials. Ed-Tech boomt. Sogar Kindergärten und Vorschulen sind auf den digitalen Zug aufgesprungen, mit technophilen Philanthropen wie Bill Gates und Mark Zuckerberg als eifrige Einstiegshelfer.

Auch Kevins Schule liegt in einem armen Viertel der US-amerikanischen Hauptstadt. Hier haben viele Kinder Schwierigkeiten mit dem Lesen – und weil viele zu Hause nicht Englisch sprechen, haben sie Probleme, einfache Wörter zu verstehen. Umso stolzer ist die Schule auf ihre «Eins-zu-eins»-Politik. Der Begriff beschreibt die in den USA immer beliebter werdende Praxis, jedem Kind ein digitales Endgerät zu geben. «Da die Technologie unsere Welt weiter verändert und verbessert», heißt es auf der Website der Schule, «glauben wir, dass Einkommensschwache nicht zurückgelassen werden sollten.»

Zur Vision dieser Digital-Enthusiasten gehört das personalisierte Lernen: Jedes Kind soll auf seinem Bildschirm maßgeschneidert gemäß seinen persönlichen Fähigkeiten unterrichtet werden. Der digitale personalisierte Ansatz sieht sogar vor, dass die Kinder teilweise ihre Lerninhalte selbst wählen.

Beeindruckend ist bei diesen Ansätzen jedoch nicht der Lernfortschritt, sondern das Ausmaß, mit dem Kinder und Lernprogramme aneinander vorbeireden, wenn man sie



miteinander allein lässt. Kinder sollen zwar «Vortests» machen, damit die Software das passende Fragen- Niveau ermitteln kann. Aber wenn die Begriffe, die die Software nutzt, nicht zur Begriffswelt des Kindes passen, ist das Niveau egal. So wie bei Kevin, der beim Rechnen in eine Dauerschleife gerät, weil er die Wörter in der Frage nicht versteht. Ein menschlicher Lehrer wäre dem Problem sofort auf den Grund gegangen, statt die Frage wieder und wieder zu stellen.

Welche skurrilen Situationen sich aus dieser Lehrerentkopplung ergeben, zeigt sich in einer anderen ersten Klasse an Kevins Schule. Hier nutzen die Schüler ein Leseverständnisprogramm. Auf dem Bildschirm eines Mädchens sind Fakten über Bananen zu sehen, darunter der Satz: «Die meisten Bananen kommen aus Indien.» Es folgt eine Multiple-Choice-Frage. Da das Mädchen das Wort «Indien» nicht lesen konnte, fragt es einen Klassenkameraden, woher die Bananen kommen. Seine Antwort: «Von Bäumen.» Sie ist zwar richtig, war aber keine der möglichen Antworten. Im Klassenzimmer hätten die Kinder sich nun darüber austauschen können, was Bananenstauden sind und warum die meisten aus einem Land namens Indien stammen. Am Computer hingegen bleiben zwei Kinder mit großen Fragezeichen über den Köpfen zurück.

Ein 2019 veröffentlichter Bericht des National Education Policy Center an der University of Colorado stellt dem personalisierten Lernen denn auch ein schlechtes Zeugnis aus. Vor allem attestieren die Wissenschaftler «fragwürdige Annahmen zur Bildung» und «mangelnde Bereitschaft zur wissenschaftlichen Überprüfung».

Mit dem individualisierten, selbst gewählten Lernen fällt ein wichtiger Bestandteil der bisherigen Schulbildung weg: der Austausch von Ideen, Diskussionen, die die sprachlichen Fähigkeiten der Kinder schärfen. In der Gemeinschaft lernen sie zu argumentieren und andere Meinungen zu akzeptieren. Am Bildschirm fehlt zudem die spezielle Motivation, die nur Mitmenschen erzeugen können. Hätte ein Lehrer Kevin gebeten, $8 + 3$ zu rechnen, dann hätte er dazu wahrscheinlich viel mehr Lust gehabt. «Es ist etwas völlig anderes, wenn man von einer Person unterrichtet wird», sagt der Kognitionspsychologe Daniel Willingham von der University of Virginia. «Da wird es wichtig, was sie über einen denkt. Kinder sind dann viel eher bereit, sich anzustrengen.»

Und so bedeutet Digitalisierung der Schule im Moment in den USA vor allem: die Kinder im digitalen Klassenzimmer allein zu lassen. Computer sind günstiger als gute Lehrer. Das macht gerade die ohnehin Benachteiligten zu den Leidtragenden: Ein Beispiel sind die kommerziell betriebenen Rocketship Public Schools. Sie zielen vor allem auf einkommensschwache Gemeinden ab und setzen stark auf digitale Technik. Während der sogenannten Lernlabor-Zeit beaufsichtigt eine Art Hilfslehrer bis zu 90 Schüler. Ein einziges «Learning Lab» macht also mehrere Stellen für gut ausgebildete Lehrer überflüssig. Die Nachfrage ist so groß und die Technologie wird so unkritisch eingesetzt, dass in Rocketship-Schulen jetzt schon die Vorschulkinder 80 bis 100 Minuten pro Tag vor Bildschirmen zubringen.

Gerade jene, die besonders Hilfe beim Lernen benötigen, werden einer Technik überlassen, die den Lernprozess unmittelbar stört. Das hat zwei Gründe: Erstens liegen am Computer Freizeit und Lernzeit viel zu nah beieinander. Wenn die Aufmerksamkeit ständig durch Gedanken an das gerade aktuelle Computerspiel oder den nächsten Surftrip durch die Weiten des Netzes unterbrochen wird, dann entsteht bei den Schülern gar nicht erst die tiefe Konzentration, wie sie für nachhaltiges Lernen nötig wäre. Je jünger Kinder sind, desto leichter lassen sie sich ablenken. Auch Kevin lässt sich von den Verlockungen des Tablets verführen. Er hat auch nach einer Viertelstunde mit den neuen Informationen die Lösung für $8 + 3$ nicht gefunden. Dafür zeichnet er mit seinem Finger leuchtende rosa Linien, eine der zahlreichen Alternativen, für die man so ein Tablet sonst noch verwenden kann. Er seufzt und fragt: «Kann ich nicht lieber ein Spiel spielen?»



Zweitens sind einige Forschende überzeugt, dass rein digitales Lernen der Funktionsweise des Gehirns zuwiderlaufe: Texte am Bildschirm prägen sich, so vermuten sie, viel schlechter ein, weil die dreidimensionalen Eindrücke eines Buches fehlen (siehe TR 11/2018, S. 26 ff.). Denn der Erinnerungsspeicher im Gehirn, der Hippocampus, stammt von einem räumlichen Orientierungssystem der frühen Wirbeltiere ab. Er kann Informationen, die von einer Tasterfahrung begleitet werden, besser nutzen. Das «Begreifen» von Informationen, die auf Papier stehen, ist damit leichter als das von Informationen auf einem Bildschirm.

Zumindest in den USA führen solche Erkenntnisse langsam zum Umdenken. In den Schulen von Baltimore County beispielsweise rutschten die Testergebnisse der digitalen Schulen im Vergleich zu den konventionellen plötzlich ab. Nachdem der Bezirk vor fünf Jahren Lehrbücher und Papier mittelfristig ganz aufgeben wollte, entschied er sich jetzt, zumindest in den frühen Grundschulklassen wieder weniger Computer einzusetzen. Und Rocketship musste Pläne zur Eröffnung einer dritten Schule in Washington D.C. aufgeben. Es hatten sich nur 22 Schüler angemeldet.

Deutschland allerdings ist noch in der Gegenrichtung unterwegs. Im Februar 2019 einigten sich Bund und Länder auf den Digitalpakt Schule: Fünf Milliarden Euro an Fördermitteln aus dem Bundeshaushalt sollen helfen, flächendeckend eine «zeitgemäße digitale Bildungs-Infrastruktur» aufzubauen. Dass man dabei ausgewogener vorgeht als die USA, zeichnet sich derzeit nicht ab.

Es gibt zwar eine «wissenschaftliche Begleitung des Ausbaus durch die Bildungsforschung». Das Thema ist jedoch weniger, digitale Methoden mit Bedacht einzuführen, sondern vor allem, den reibungslosesten Ablauf zu gewährleisten. Koordinator des Programms ist Michael Kerres, Professor für Mediendidaktik an der Universität Duisburg-Essen. Seine Aufgabe besteht vor allem darin, die verschiedenen vom BMBF unterstützten Forschenden in sein Institut einzuladen und sie mit den Schulen zusammenzubringen. Offiziell soll er auch «Wissenslücken identifizieren».

Kerres gehört zu den deutschen Pionieren des E-Learnings, setzte schon in den 1990ern auf internetbasierte Kurse. Auch er betreibt ein «Learning Lab». Im Gegensatz zu den Lernlaboren der Rocketship-Schulen werden hier allerdings nicht Schüler beaufsichtigt oder gar ihre Lernerfolge vermessen. Hier überlegen sich seine Mitarbeiter, wie sie die Digitalisierung an den Schulen voranbringen können. Ihr Ansatz ist Lehrerfortbildung und der Zusammenschluss von Schulen in digitalen Netzwerken, damit nicht jede Schule das Rad neu erfinden muss.

Das gleiche Bild in Baden-Württemberg: Hier gibt es seit 2015 an einigen Oberschulen «Tablet-Klassen». Sie wurden nicht nur als Vorhut der Digitalisierung eingeführt, sondern gegenüber skeptischen Eltern als «wissenschaftlich begleiteter Schulversuch» beworben. Aber auch hier geht es bei der wissenschaftlichen Auswertung nicht darum, ob Kinder digital vergleichbar gut lernen. Untersucht werden nur praktische Fragen, zum Beispiel, ob die Lehrer aus Sicht der Wissenschaftler bei ihren digitalen Unterrichtseinheiten den Stoff so aufbereiten, dass er zur digitalen Welt passt.

Vor allem die Lehrerschaft beunruhigt diese Tendenz zunehmend. Die Schulen agieren auffällig zurückhaltend. Sie haben bisher erst 40 Millionen Euro aus den Fördertöpfen abgerufen, weniger als zehn Prozent der zur Verfügung gestellten Summe. «Wir haben ohnehin schon den Eindruck, dass die Kinder viel unkonzentrierter sind», sagt ein niedersächsischer Vertreter der Lehrgewerkschaft. «Digitale Geräte in den Schulen bringen da nur noch mehr Unruhe.»

Der Hirnforscher Martin Korte von der Technischen Universität Braunschweig fügt an: «Es fehlen ganz klar Forschungsergebnisse, die den Einsatz digitaler Medien im Unterricht



und in der Ausbildung systematisch und langfristig untersuchen.» Er tourt inzwischen durch die Schulen – auf Einladung der Lehrer, die wissen möchten, was ein Neurobiologe über digitalisierte Klassenzimmer denkt. Korte erklärt in der Aula vor dem versammelten Kollegium, wie die Aufmerksamkeitssteuerung funktioniert, wie die Nutzung von Internet-suchmaschinen statt eigener Wissensarchive das Lernen bereits verändert und sich in den Strukturen des Gehirns zeigt - und warum das klassische Schulbuch noch lange nicht überflüssig ist. Er bekommt bei diesen Sätzen jedes Mal Szenenapplaus.

Korte möchte nicht falsch verstanden werden: Er findet es gut, dass die deutschen Schulen digital aufrüsten. Er wäre sehr dafür, dass alle Kinder ab der siebten Klasse Informatik belegen müssten, damit sie die digitale Welt und ihre Codes wirklich verstehen. Gar nicht gut findet der Lernforscher aber die digitale Mediennutzung im ganz normalen Unterricht. «Bei der Wissensvermittlung behindert die digitale Welt eher, als dass sie nützt», sagt er. «Sinnvoll ist sie höchstens zum Vertiefen von Dingen, die man bereits verstanden hat.»

Selbst so mancher Bildungsunternehmer hat gegenüber dem jetzigen Trend große Bedenken: Larry Berger etwa, CEO des US-Unternehmens Amplify, entwickelt digital erweiterte Lehrpläne in Mathematik und Naturwissenschaften sowie Leselern-Programme vom Kindergarten bis zur achten Klasse. «Technologie kann zwar zuverlässig Informationen vermitteln, ist aber nicht so gut darin, den sozialen Nutzen des Wissens zu demonstrieren», sagt Berger. «Dafür muss man dieses Wissen in einen sozialen Kontext einbinden.» Er würde sich wünschen, dass sich die Digitalisierung wieder ein bisschen mehr an den klassischen Unterrichtsformen orientiert. So hält er es für grundfalsch, verschiedenen Schülern Material unterschiedlicher Komplexität zu geben. «Alle Kindern sollten dieselben Inhalte bekommen, dann könnten sie sich gemeinsam damit auseinandersetzen», sagt er. Die Differenzierung, meint er, soll erst danach erfolgen, wenn der Stoff verstanden ist. «Alle Schüler könnten zum Beispiel die Unabhängigkeitserklärung lesen, aber gute Schreiber könnten dann einen ganzen Aufsatz dazu verfassen, während andere nur Einzelfragen beantworten.»

Digitale Methoden sieht er eher als Arbeitserleichterung für die Lehrenden: Berger meint, dass Lernprogramme die Kinder ganz einfach automatisch gruppieren können und damit die Lehrer bei der differenzierten Förderung und Beurteilung von mehr als 20 Schülern unterstützen. Das System sei außerdem weniger diskriminierend: Bei der Differenzierung am Computer wüsste kein Kind von einem anderen, in welcher Gruppe es sei. Außerdem würden so unbeabsichtigte persönliche Vorlieben der Pädagogen für einzelne Kinder verhindert.

Digitalisierte Lehrmethoden nur noch als Unterstützungssystem für Lehrer in den Diensten bewährter Methodik? Das ist eine viel bescheidenere Rolle für die Bildungstechnologie, als die meisten in der Branche bisher befürwortet und gehofft haben. Sie würde jedoch vermutlich den Unterricht besser machen - und nicht schlechter.



Tschüss Schulhaus

NZZ am Sonntag 22.3.2020, Leben mit Corona, René Donzé

Was passiert, wenn Schulen ihre Pforten schliessen? Wer sorgt sich um geplagte oder überforderte Kinder? Die Chronologie einer aussergewöhnlichen Woche im Schulhaus «Am Wasser» in Zürich. Von René Donzé

Die Stühle stehen auf den Pulten, darauf liegen Finken. Lea sitzt als einziges Kind im Zimmer und liest. Ab und zu blickt sie rüber zur Lehrerin und zum Lehrer, die vor ihren Laptops sitzen und diskutieren. «Nicht so cool», sagt die Zweitklässlerin auf die Frage, wie es denn sei, so allein im Schulzimmer zu sitzen. Es ist Montagmorgen, 9 Uhr. Normalerweise würden im Zimmer von Primarlehrer Christian Hugi im Zürcher Schulhaus «Am Wasser» 17 Mädchen und Knaben ihre Aufgaben lösen.

Doch heute ist nichts normal. Es ist Tag eins der landesweiten Schulschliessung. Gut zwanzig Lehrerinnen und Lehrer haben sich um 8 Uhr im Lehrerzimmer «Am Wasser» versammelt, nachdem sie übers Wochenende Elternbriefe verschickt haben, Telefone beantwortet. Schulleiter Martin Grossenbacher sagt: «Die Situation ist schwierig für alle Beteiligten.» Und er legt die Prioritäten fest: «Am wichtigsten ist die Gesundheit, haltet euch an die Regeln, bleibt zu Hause, wenn ihr Symptome habt. Zweitens müssen wir sicherstellen, dass alle Kinder betreut sind. Erst an dritter Stelle kommen schulische Aspekte.»

Angst um benachteiligte Kinder

Montag, 10 Uhr. Christian Hugi telefoniert: «Grüezi, ich wollte nur sichergehen, dass Sie meine Mitteilung erhalten haben.» ... «Sie müssen sich nicht entschuldigen, Sie haben jetzt ja genug um die Ohren.» ... «Nein, es gibt noch keine konkreten Aufträge.» ... Die Parallelklassen-Lehrerin kommt zur Besprechung. Auf der Unterstufe stellen sich tausend Fragen. «Tage des Chaos» hatte Bildungsdirektorin Silvia Steiner am Freitag, dem 13. März, vorausgesagt, als sie die Schulschliessung bekanntgab. «Am Wasser» herrscht Betriebsamkeit. Welche Aufträge geben wir den Kindern? Wie kommen sie zu ihrem Material? Wie stellt man sicher, dass sie auch basteln, sich bewegen? Lehrerinnen zeigen digital weniger bewanderten Kollegen geeignete Programme.

11 Uhr. Zweite Teamsitzung. Jemand legt einen ausgeklappten Zollstock auf den Tisch. «Das sind zwei Meter», sagt er. Die Lehrer rücken auseinander. Der Schulleiter sagt, dass von den rund 300 Kindern an diesem Morgen nur 3 eine Notbetreuung brauchten. Auch für die kommenden Tage sind nur wenige angekündigt. Betreut werden auf Weisung der Stadt nur Kinder von Eltern, die in systemrelevanten Bereichen – etwa dem Gesundheitswesen – arbeiten und die keine private Lösung gefunden haben. Ein paar hundert werden es sein in der ganzen Stadt.

Doch sind das wirklich die einzigen in Notlage? Montag, 13 Uhr. Kurt Albermann, Chefarzt und Leiter des Sozialpädiatrischen Zentrums am Kantonsspital Winterthur, ruft den Journalisten an und warnt: «Wir müssen uns unbedingt besser um die Kinder kümmern, die zu Hause in schwierigen Situationen leben», sagt er. Kinder etwa von psychisch oder suchtkranken Eltern, Kinder von überforderten Eltern und solchen, die unsere Sprache nicht verstehen. «Sie drohen zu den grossen Verlierern dieser Krise zu werden», sagt der Fachmann. Das sind nicht wenige. Die Forschung geht davon aus, dass in der Schweiz etwa jedes zehnte Kind in einer bildungsfernen oder belasteten Familie aufwächst.

Heilpädagogik-Professor Andrea Lanfranchi ist Spezialist, wenn es um kindliche Entwicklung geht. «Das seit je bestehende Problem der ungleich verteilten Bildungschancen wird krass zunehmen», warnt er. Privilegierte Eltern nutzten nun die Chance, mit ihren Kindern Dinge zu tun, die sie weiterbringen. Wenig Privilegierte waren schon vorher nicht



gewöhnt, sich mit ihren Kindern bei Schulsachen zu beschäftigen. Der oberste Kinder- und Jugendpsychologe der Schweiz, Philipp Ramming, will darum die Schule als Zufluchtsort offen halten (Interview unten).

Der erste Corona-Fall

Solche Probleme kennt man im Schulhaus «Am Wasser» kaum. Mittwoch, 8 Uhr 30. Vor der Tür steht ein Lehrer und lässt Eltern nur einzeln ins Schulhaus. Im ersten Stock hat eine Lehrerin ihr Pult in den Gang gestellt, auf der Garderobenbank liegen die Beigen mit Schulmaterial bereit zum Abholen. Bei den 5. und 6. Klassen ist ein Tablet dabei. Christian Hugi sitzt im Zimmer, liest all die E-Mails der Schulleitung, der Behörden, der Eltern. In einem steht, dass sich ein Mitglied des Schulteams mit dem Virus infiziert hat. Der erste Fall im Schulhaus ist eingetreten.

Eine Mutter holt Schulmaterial für den Sohn ab. «Welche Kompetenzziele muss Hans bis nach den Frühlingsferien erreicht haben?», fragt sie. «Und kann ich noch mehr Matheblätter haben? Er ist mit Nummer 4 bald durch.» Das Schulhaus liegt in Zürich Höngg, wo überdurchschnittlich viele Akademiker wohnen. Als Präsident des Zürcher Lehrerverbands teilt Hugi die Sorgen der Pädagogen, Heilpädagogen und Psychologen. «Doch hier müssen wir eher aufpassen, dass die Eltern ihre Kinder nicht überfordern.»

In der Pause um 10 Uhr versammelt sich nur noch eine Handvoll Lehrerinnen. Eine bedient die Kaffeemaschinen mit Plastikhandschuhen. Für viele ist es die letzte Zusammenkunft für eine lange Zeit. Niemand weiss, wie es nach den Frühlingsferien weitergeht.

Digitaler Schub

Freitag, 17 Uhr 30. Christian Hugi sitzt zu Hause am Telefon. Nur wer wirklich muss, geht noch ins Schulhaus. Als Verbandspräsident hat er sich mit vielen Lehrern ausgetauscht. «Es ist erstaunlich, was in dieser kurzen Zeit alles entstanden ist an den Schulen», sagt er. Die Digitalisierung der Schule werde einen Schub erhalten. «Auf der Mittel- und Oberstufe wird in Zukunft sicher mehr online gearbeitet.» Was sich aber auch zeigte: Viele Schüler vermissten ihre Lehrer jetzt schon sehr. Hugi hat allen Eltern telefoniert und sich erkundigt, wie es laufe. Oft wollten auch die Kinder mit ihm sprechen. «Die Schüler haben in diesen ersten Tagen ziemlich Gas gegeben», sagt er. Nun gehe es darum, Mass zu finden und Routine zu entwickeln, um über die kommenden Wochen und Monate zu kommen.

«Schüler werden im Sommer nicht so weit sein»

20Minuten 23.3.2020

ZÜRICH. Die oberste Zürcher Schulleiterin schlägt vor, alle Kinder eine Klasse repetieren zu lassen. Das finden andere übertrieben.

Was passiert, wenn Schüler wegen des Coronavirus bis zu den Sommerferien die Schule nicht mehr besuchen können? «Wir können nicht davon ausgehen, dass die Kinder im Sommer so weit sind wie im normalen Betrieb», sagt Sarah Knüsel, Präsidentin des Verbandes Schulleiterinnen und Schulleiter Zürich, gegenüber der «NZZ am Sonntag». «Sollte der Unterrichtsstopp bis zu den Sommerferien dauern, müssen wir uns überlegen, ob wir nicht alle Schüler ein Jahr zurücksetzen.» Die Mutter einer Viertklässlerin, die anonym bleiben will, findet den Vorschlag gut: «Meine Tochter hat schon während des normalen Schulbetriebs Mühe, mitzuhalten. Ich befürchte, dass sich ihr Rückstand in diesen Wochen zu Hause vergrössert.»



Skeptisch ist dagegen Meret Schneider (Grüne), die Mitglied der Bildungskommission des Nationalrats ist. «Ich sehe das Problem, den Stoff durchzubringen. Eine Wiederholung des Schuljahres ist aber eine sehr radikale Massnahme.» Die Lehrpersonen seien extrem gefordert, es nicht so weit kommen zu lassen: «Der Ausnahmezustand ist auch eine Chance. Die Schule kann neue Onlineformate ausprobieren, etwa Podcasts.»

Die Seklehrerin Lea Schaad fände es falsch, alle Schüler repetieren zu lassen: «Wenn die Schüler nach dieser langen Zeit ohne regulären Unterricht etwas Wesentliches nicht können, sollten Lehrpersonen in der Lage sein, dies aufzufangen.» Schaad schlägt vor, alle Schüler nach der Corona-Krise wieder normal in ihren Klassen zu empfangen und während einer Probezeit zu schauen, wie gut sie mitkommen. ZOS/DAW

Ersatz des Klassenunterrichts nur als Notbehelf

Der Zürcher Bote 27.3.2020, Leserbrief von Marianne Wüthrich

Wie in der Tagespresse zu lesen war, preist das WEF die Zwangspause für die Schüler als Chance für eine «längst fällige Modernisierung im Bildungsbereich». Dazu ist zu sagen, dass viele Nicht-Pädagogen nicht wissen, was es braucht, damit Kinder und Jugendliche wirklich lernen können. Sicher funktionieren die heute hoch entwickelten Systeme technisch gut, aber der entscheidende Faktor, damit Kinder beim Lernen vorankommen, ist die persönliche Vertrauensbeziehung zur Lehrerin oder zum Lehrer. Zahlreiche Lehrkräfte im ganzen Land arbeiten zurzeit daran, wie sie nicht nur den digitalen Kontakt, sondern den persönlichen Draht zu jedem ihrer Schüler aufrechterhalten können. Den «klassischen Frontalunterricht», den das WEF erwähnt, gibt es schon längst nicht mehr. Wohl aber wird sich gerade in der heutigen Lage zeigen, dass der Klassenunterricht dringend wieder aufgewertet werden muss: Als Ort, in dem der Lernstoff durch die Lehrerin und die Schüler gemeinsam entwickelt und erarbeitet wird, damit diese das Gelernte dann in Einzel- oder Gruppenarbeit üben und vertiefen können.

Zum Glück können heute Videokonferenzen und Ähnliches als vorübergehender Ersatz für den Klassenunterricht eingesetzt werden, bis die Jugend sich wieder in ihren Klassenzimmern zusammenfinden wird.

Fazit und Erfahrungen aus der ersten Woche Fernlernen

26.3.2020, Yasmine Bourgeois

Die Corona-Krise hat uns – obwohl eigentlich absehbar – in der Schule auf dem falschen Fuss erwischt. Auf Fernlernen war niemand so richtig vorbereitet. Alle Beteiligten haben nun mit Hochdruck daran gearbeitet, für die Kinder etwas Sinnvolles zusammenzustellen. Auch das Schulamt war sehr bemüht, für uns geeignete Werkzeuge zur Verfügung zu stellen.

Ob das Fernlernen einen halbwegs brauchbaren Ersatz für den klassischen Schulunterricht bietet, hängt noch mehr als gewöhnlich von der einzelnen Lehrperson und von der Schulleitung ab. Ich persönlich – und viele andere Lehrerkollegen ebenfalls – arbeiten im Moment weit über unser normales Pensum hinaus. So bin ich täglich von morgens bis abends für die Fragen der Kinder da. Ich korrigiere ihre online eingereichten Arbeiten, schicke ihnen Feedbacks dazu oder telefoniere mit ihnen. Das Fernlernen erfordert diesen



Mehraufwand, damit die Kinder gut begleitet sind.

Insgesamt ist das Fernlernen bei mir gut angelaufen. Die Kinder wissen, was sie zu tun haben und reichen ihre Aufträge fleissig per E-Mail ein.

Was ich in dieser Phase aber sicher festgestellt habe:

1. Das Ganze verlief anfangs sehr chaotisch, weil niemand so richtig darauf vorbereitet war und die meisten Lehrer die neuen Tools gar nicht kennen. Das Schulamt erklärte uns, man dürfe diese Woche höchstens repetieren, aber auf gar keinen Fall neue Lerninhalte vermitteln. Man riet uns, die Schüler ein Tagebuch verfassen zu lassen oder ähnliche, aus meiner Sicht sinnlose Beschäftigungen aufzugeben. Natürlich spielt da die Angst mit, es könne zuhause jemand benachteiligt sein, weil nicht alle Eltern ihre Kinder dabei unterstützen können. Dem ist bestimmt so, nur finde ich es falsch, den einen das Lernen quasi zu verbieten, weil andere es nicht können. Aber es braucht natürlich auch für diese Benachteiligten gute Lösungen.
2. Das in der jetzigen Situation unumgängliche fördert allerdings in aller Deutlichkeit die Schwächen der integrativen Schulung zutage. Integration bringt zahllose Bezugspersonen mit sich, wobei einzelne Bezugspersonen an verschiedensten Klassen eingesetzt sind. Das führt zu einer Art Matrixorganisation mit zahllosen Schnittstellen. Schnittstellen, die im Alltag mit viel Aufwand, Sitzungen und letztlich Geld überspielt werden. Wenn die Kommunikation aber erschwert ist, funktioniert ein System mit derart vielen Schnittstellen nicht mehr. Die linke Hand weiss dann nicht mehr, was die rechte tut. Werden die SuS (Schülerinnen und Schüler) angemessen gefordert, werden sie mit zu viel oder zu wenig Material bedient? Das Abzuschätzen ist ohne Präsenzunterricht schon für Klassenlehrer schwierig. Reden dann noch verschiedene andere Personen mit, wird es unmöglich. Zudem verlieren die SuS die Übersicht, weil sie von verschiedensten Orten Aufträge erhalten. Das betrifft besonders die SuS mit besonderen Bedürfnissen, die naturgemäss diverse Bezugspersonen haben.
3. Es ist Glückssache, inwieweit sich die Heilpädagogen und die übrigen Förderlehrer (DaZ (Deutsch als Zweitsprache), Psychomotorik, Logopädie) einbringen. Die einen haben sofort begonnen, sich um die schwächeren Kinder zu kümmern, andere denken, sie hätten jetzt einfach mehr frei.

Auf Dauer geht das so nicht. Klassenlehrer können das aber im Fernunterricht nicht auch noch für die integrierten SuS leisten. Wir müssen rasch möglichst – und damit meine ich in den nächsten Tagen – zu einem System wechseln, bei dem jedes Kind (und auch die Eltern) nur eine, schlimmstenfalls zwei Bezugspersonen hat, nicht mehr.

Marc Bourgeois (mein Ehemann), der ja im Zürcher Kantonsrat in der Kommission für Bildung und Kultur Einsitz hat, hat ein Konzept verfasst, wie die Schule ihre Ressourcen während der Coronazeit besser einsetzen könnte:

Yasmine Bourgeois, Mittelstufenlehrerin, Gemeinderätin FDP Stadt Zürich, Mitglied Spezialkommission Präsidialdepartement, Schul- und Sportdepartement



Massnahmen für ein qualitativ gutes Fernlernen

26.3.202, Marc Bourgeois

1. Einheitliche Minimalstandards hinsichtlich Stoffprogramm kommunizieren, ausgerichtet auf die Kernfächer gemäss Lehrplan
2. Einheitliche Minimalstandards für Lernkontrollen kommunizieren
3. Schnittstellen reduzieren, ohne die gesamte Organisation umzukrempeln. Jede/r SuS hat EINEN Single Point of Contact.
4. Freiheit in der Umsetzung hinsichtlich Plattformen, Tools und Prozessen
5. Günstige Voraussetzungen für Zeit danach schaffen

1. Einheitliche Minimalstandards hinsichtlich Stoffprogramm kommunizieren, ausgerichtet auf die Kernfächer gemäss Lehrplan

Herausforderung: Momentan ist nicht überall klar, welche Lerninhalte zu vermitteln sind. „Beschäftigung“ der Kinder und Vertiefung, oder fortfahren im Lehrplan? Zudem können nicht alle Inhalte aus der Ferne vermittelt werden. Und das Distance Learning ist für die LP und die SuS generell aufwändiger.

Lösungsansatz: Konzentration auf klar definierte, insbesondere übertrittsrelevante Kernfächer kommunizieren (D, M, E, evtl. NMG, evtl. F). Sonst lässt sich die (kaum umsetzbare) Forderung nach einer Extrarunde für alle SuS kaum mehr unterdrücken.

2. Einheitliche Minimalstandards für Lernkontrollen kommunizieren

Herausforderung: Teils werden einfach Aufgaben erteilt und die Korrektur den Eltern überlassen, teils werden Resultate eingefordert und korrigiert. Auf Dauer geht es nicht ohne Feedbacks der Lehrperson (Qualitäts- und Motivationsfrage).

Lösungsansatz: Minimalstandards hinsichtlich Lernkontrollen kommunizieren. Sicherstellen, dass überall von zuhause aus auf das LehrerOffice zugegriffen werden kann.

3. Schnittstellen reduzieren, ohne die gesamte Organisation umzukrempeln. Jede/r SuS hat EINEN Single Point of Contact.

Herausforderung: Im normalen Schulalltag braucht es viel Koordination zwischen LP (Lehrperson) und Förder-LP (HP(Heilpädagogin), Logopädie, Psychomotorik, DaZ). Dies geschieht oft informell (man sieht sich) oder mittels Sitzungen. Diese Koordinationsleistung ist auf Distanz erheblich erschwert. Dabei haben gerade SuS mit besonderen Bedürfnissen eher mehr Bezugspersonen. Zudem ist es schon für eine einzelne LP auf Distanz kaum abschätzbar, ob die Kinder mit dem Stoff über- oder unterbelastet werden. Wenn Aufträge von verschiedenen Personen kommen, wird es unmöglich.

Lösungsansatz: Schnittstellen reduzieren, von der Matrixorganisation zur hierarchischen Organisation:

- Alle SuS und Eltern haben nur EINE (bei Klassen-LP im Teilpensum zwei) Personen, von denen sie Aufträge erhalten und an die sie Erledigtes zurücksenden können.
- Die regulären Klassen-LP sind der „Single Point of Contact“ für ihre SuS und „unterrichten“ diese in den Kernfächern.
- SuS mit besonderen Bedürfnissen (1-3 pro Klasse, ISS, ISR, teils IF) werden aus diesen Klassen herausgeschlauft und fix einem HP (falls es nicht reicht: anderen LP ohne Klassenverantwortung) zugeteilt. Pro HP 2 bis 6 SuS. Die HP „unterrichten“ diese SuS in eigener Verantwortung in den Kernfächern und erhalten



keine Aufträge mehr von der regulären Klassen-LP. So haben wir keine Nivellierung nach unten, und trotzdem kommen schwächere SuS nicht unter die Räder.

- Einzige Ausnahme: SuS mit spezifischem Förderbedarf (Logopädie, Psychomotorik, DaZ etc.) werden in diesen Bereichen direkt von diesen Förder-LP betreut. Die Klassen-LP und HP erhalten den Auftrag, jeweils mitzuteilen, auf welchen Stoff die betroffenen SuS im Gegenzug verzichten können. Danach braucht es keine Absprache mehr zwischen den Förder-LP und den Klassen-LP bzw. HP.

4. Freiheit in der Umsetzung hinsichtlich Plattformen, Tools und Prozessen

Herausforderung: Eingespielte Prozesse sollen nicht torpediert werden.

Lösungsansatz: Auftragstaktik statt Detailvorschriften.

- Die Methodenfreiheit gilt weiterhin.
- Es ist darauf zu verzichten, bestimmte Plattformen und Prozesse zu erzwingen. Es sollen aber auf einer zentralen Website je Verwendungszweck eine Liste von Tools mit einer kurzen Bewertung geführt werden.

5. Günstige Voraussetzungen für Zeit danach schaffen

Herausforderung: SuS mit Lücken.

Lösungsansatz: Jetzt schon Übergangslösungen für die Zeit danach prüfen: Bspw. Schule am Samstagvormittag, Reduktion der freien Nachmittage, Verkürzung der Schulferien, Streichung von Klassenlagern und Projektwochen, Konzentration auf Kernfächer, Lehrerweiterbildungen konsequent in der unterrichtsfreien Zeit etc. Auf diese Weise kann verpasster Stoff nachgeholt werden. Wo dies bei einzelnen SuS nicht reicht, kann immer noch einzelfallweise die Wiederholung eines Schuljahres geprüft werden.

Marc Bourgeois, Kantonsrat FDP Zürich, Mitglied Kommission für Bildung und Kultur

Details dazu:

<https://www.endurit.com/ENDU/media/ENDUMediaLibrary/Corona/Fernunterricht-Volksschule-Ruckblick-und-Anregungen.pdf>

Schule im Corona-Modus

Der Zürcher Bote 27.3.2020, Hanspeter Amstutz

Als Grossvater bin ich in der aktuellen Corona-Krise zum Zuschauen verurteilt. Ich komme mir vor wie ein Beobachter, der auf ein wild gewordenes Meer hinausblickt, aber an Land bleiben muss. Gefordert sind alle, die im aktiven Leben an vorderster Front stehen: Mütter, Ärzte, Pflegepersonal und irgendwie auch die Lehrerinnen und Lehrer.

Zum Medizinischen und Wirtschaftlichen kann ich nicht viel sagen. Ich weiss aber, dass in den Spitälern ein Rieseneinsatz geleistet wird. Wenn die Krise noch mehr anschwillt, wird das Spitalpersonal an seine Grenzen stossen. Wir können nur dankbar sein, dass es Leute gibt, die bereit sind, für die Gesundheit von uns allen sich so sehr einzusetzen.

Natürlich beobachte ich auch, was zurzeit im mehr oder weniger stillgelegten Sektor der schulischen Pädagogik geschieht. Dass die Lehrerschaft jetzt erst einmal schauen muss, wie ein Restbestand des Schulwesens noch gerettet werden kann, indem man in irgend-einer Form einen Fernunterricht organisieren will, ist naheliegend. Doch da zeigen sich bereits die unterschiedlichen Vorstellungen, wie Kinder aus der Ferne unterrichtet werden



sollen. Im Deutschlandfunk hat ein Kommentator bereits von der grossen Chance gesprochen, dass das Corona-Virus der digitalen Schule den Weg bahnen werde.

Klassenkonferenzen übers Internet, Lehrer-Schülergespräche über Skype, geeignete Lernprogramme fürs Heimstudium, spannende Filme für den Realienunterricht und vieles mehr könnten den Anfang der Schule der Zukunft sein. Bescheidener war ein Berner Lehrer, der den Schülern den Auftrag gab, ein Buch zu lesen und darüber zu berichten.

Fernunterricht ist ein grosses Wort, das eher zu Mittelschülern oder jungen Erwachsenen mit viel Selbstdisziplin passt. Ich hoffe, dass die Erwartungen an unsere Kinder im Primarschulalter bezüglich des Lernens ausserhalb der Schule nicht masslos werden. Zurzeit geht es darum, mit gewissen Schul- und Unterhaltungsprogrammen die Kinder zu Hause zu beschäftigen. Da kann sogar das Schweizer Fernsehen in Morgensendungen mithelfen, mit anregenden Anleitungen zum Basteln, Experimentieren und Forschen die Kinder auf gute Art erzieherisch zu beeinflussen.

Auch Künstler mit pädagogischer Ader könnte man in solchen Sendungen beiziehen, wie dies ja auch schon getan wurde.

Wer aber glaubt, die schulische Grundversorgung könnte über weite Strecken aufrechterhalten werden, versteht wenig von Unterricht. Sicher gibt es Kinder, die sich auch auf digitalem Weg zum Lernen bewegen lassen und sogar genau das machen, was die Programme vorgeben. Doch die meisten Kinder sind zu Hause kaum solche Muster-schüler. Es ist zu befürchten, dass bei einem forcierten digitalen Fernstudium die Schere zwischen den disziplinierten und den bildungsfernen Schülern gewaltig auseinandergeht. Einige wenige Fachleute haben dies erkannt und die Frage gestellt, ob man nach der grossen Schulpause die angestrebten Kompetenzziele bei den Schülern überprüfen werde. Die Präsidentin der EDK meinte allerdings, dank der Ausrichtung des Unterrichts auf Vierjahreszyklen könne man das Verpasste schon wieder aufholen.

Ich glaube, dass wir uns viel eher mit der Frage beschäftigen müssen, wie die Kinder in der Zeit der teilweisen Isolation vernünftig beschäftigt und betreut werden können. Ich bezweifle aber, dass es das Beste ist, wenn die Lehrerinnen und Lehrer nun fast ihre ganze Energie für die Gestaltung des Fernunterrichts verwenden. Das mag in der Anfangsphase gut sein, bis das Hin und Her zwischen Schule und Heim einigermaßen aufgegleist ist. Sollten die Schulen jedoch bis zu den Sommerferien geschlossen bleiben, dann könnten sich die Lehrerinnen und Lehrer der internen Weiterbildung zuwenden. Damit meine ich nicht, dass noch mehr über das Kompetenzenmodell des neuen Lehrplans geredet wird. Vielmehr böte sich die Chance, einiges anzupacken, was in der Hektik der vergangenen Jahre klar zu kurz gekommen ist.

Warum nicht eine Sammlung mit Materialien für naturwissenschaftliche und technische Experimente gemeinsam aufbauen? Auch der oft vernachlässigte Geschichts- und Geografieunterricht könnte vielleicht eine didaktische und inhaltliche Wiederauffrischung ganz gut gebrauchen. Jede Schule weiss am besten, wo es sinnvoll wäre, intern in die Weiterbildung zu investieren.

Was in den kommenden Wochen passieren wird, steht noch in den Sternen. Ratschläge von aussen sind von begrenztem Wert. Aber als Beobachter von aussen sieht man einige Dinge vielleicht etwas nüchterner als ein Seefahrer im wilden Meer. Diesen Seefahrerinnen und Seefahrern aber drücke ich fest die Daumen.

Hanspeter Amstutz, alt Kantonsrat, Bildungsrat, Fehraltorf



Schwächere Schüler dürfen nicht leiden

NZZ 21.3.2020 Meinung & Debatte, Erich Aschwanden

Schulen in Zeiten des Lockdowns

Jede Krise ist auch eine Chance, so lautet ein in diesen Tagen immer wieder zitiertes Bonmot. Zu den Menschen, die diese Devise in die Tat umsetzen, gehören Hunderte von Lehrerinnen und Lehrern im Land. Praktisch aus dem Nichts haben sie pädagogisch wertvolle, originelle und der Situation angepasste Lehrangebote entwickelt, die in Zeiten des Coronavirus digital verbreitet werden. Die Lehrpersonen haben damit Kindern und Eltern eindrücklich gezeigt, dass die Schulen sie in dieser herausfordernden Situation nicht im Stich lassen.

Der Ideenreichtum ist beeindruckend und hat beinahe eine Euphorie in Sachen digitales Lernen ausgelöst, das in vielen Schulen bisher ein stiefmütterliches Dasein fristete. Doch man muss sich bewusst sein, dass diese Anfangserfolge nur eine begrenzte Aussagekraft besitzen. Schon ab der zweiten Woche des Lockdown wird der Fernunterricht für viele Beteiligte von der spielerischen Kür zur schulischen Pflicht. Sollten die Schulen gar bis im Sommer No-go-Areas bleiben, wird Schülern, Eltern und Lehrpersonen sehr viel abverlangt. Es wird zu schwierigen Situationen, zwischenmenschlichen Konflikten und kleinen und grösseren Dramen kommen. Dies ist deshalb der Fall, weil ein zentrales Element des bisherigen Schulalltags Corona-bedingt fehlt: das Klassenzimmer.

Das Klassenzimmer ist nicht nur der Raum, in welchem sich Lehrer und Schüler zwecks der Erteilung von Unterricht treffen. Klassenzimmer und Schulhäuser erfüllen zahlreiche Funktionen für die Entwicklung von Kindern, insbesondere im Primarschulalter. Dort lernen sie, sich in eine Gruppe einzufügen, und dort spielen sie eine ganz individuelle Rolle im Verband mit ihren Kameraden. Die Schule ist auch einer jener Orte, an denen sich Kinder früh von ihren Eltern emanzipieren können. Dieser Raum und die sozialen Kontakte, die er schafft, werden in den kommenden Wochen fehlen.

Familien, in denen Kinder begleitet werden, ohne sie zu Hause in ein selbstverordnetes Unterrichtskorsett zu drängen, werden den Schulstopp wohl recht unbeschadet überstehen. Vor einer schwierigen Zeit stehen all jene Schülerinnen und Schüler, die schon bisher von ihren Eltern wenig Unterstützung erfuhren. Häufig sind dies Kinder mit Migrationshintergrund und aus bildungsfernen Familien, die bisher schon zu den schwächeren Schülern gehörten. Leider ist zu erwarten, dass die Corona-Krise gerade diese Familien wirtschaftlich hart trifft. So wird das Zusammenleben auf engstem Raum endgültig zur Qual, wenn ein Elternteil seinen Job zu verlieren droht oder Sonderschichten leisten muss, um seinen Nebenverdienst nicht zu gefährden.

Gefordert ist in dieser Situation jede einzelne Lehrerin und jeder einzelne Lehrer. Nur Unterricht aus der Ferne zu organisieren, genügt nicht. Es braucht trotz allen Abstandsvorschriften eine gewisse Nähe. So müssen die Lehrer, soweit möglich, mit den Kindern ihrer Klasse in persönlichem Kontakt bleiben. Die Lehrpersonen haben die Erfahrung und die Ausbildung, um Problemfälle frühzeitig zu erkennen und schnell reagieren zu können. Persönliches Engagement, gesunder Menschenverstand und viel Ausdauer sind notwendig. Die Bereitschaft dafür scheint vorhanden zu sein. Viele haben das in den letzten Tagen bewiesen, sei dies auf digitalen Kanälen oder ganz analog. So haben verschiedene Lehrerinnen und Lehrer alle Schüler ihrer Klasse aufgesucht, um sie mit Unterrichtsmaterial für die kommenden Tage und Wochen zu versorgen.



Überrollt uns nun eine unreflektierte Digitalisierungswelle?

23.3.2020 Hanspeter Amstutz

Ob digital oder analog, Lehrpersonen versuchen zurzeit mit viel Engagement mit ihren Schülerinnen und Schülern in gutem Kontakt zu bleiben. Doch immer lauter taucht in der Presse der Vorwurf auf, die Schule habe die Digitalisierung verschlafen und sei für einen modernen Unterricht schlecht gerüstet. In vielen Berichten wird die Überzeugung geäussert, dass die Corona-Krise die künftige Schule grundlegend verändern werde.

Neues Lernen mit digitalen Lehrpräsentationen

Geschichtsphilosoph Hegel ist überzeugt, dass *der Mensch nur am Menschen zum Menschen werde*. Diese pädagogische Leitidee gilt auch in Zeiten des Corona-Virus. Nur ist es schwierig, bei einer vorgeschriebenen räumlichen Distanz diese unmittelbare Präsenz beim Unterrichten zu erreichen. Digital bietet sich eine durch eine sympathische Person präsentierte Lektion geradezu als Ersatz an. Didaktisch gut aufbereitet, kamera-technisch geschickt aufgenommen und inhaltlich solid kann ein Ersatz-Unterricht digital eine Weile lang ganz gut gelingen. Diese Einsicht ist nicht neu, denn schon früher waren spannende Schulfernseh-Sendungen eine Bereicherung im Biologie- und Geografieunterricht. Dass ein seriöser Mathe-Youtuber wie Daniel Jung mit gut präsentierten Mathe-Lektionen viele Schüler anspricht, ist nicht von der Hand zu weisen. In Zeiten des Corona-Virus können solche Lektionsreihen helfen, das schulische Angebot teilweise aufrechtzuerhalten. Aber ein vollwertiger Ersatz für einen lebendigen Klassenunterricht ist dies wirklich nicht.

Der lebendige Dialog bleibt die pädagogische Basis

Im realen Unterricht ist eine Lehrperson da, welche mit den Kindern im Dialog steht und spürt durch deren Körpersprache, was sie jetzt gerade brauchen. Kinder können mit Fragen direkt intervenieren, wenn sie etwas nicht verstehen und die Lehrerin weiss so, wo sie etwas vertieft erklären muss. Eine Youtuber-Beziehung im Einbahnverkehr lässt sich deshalb nicht mit einer guten Lehrer-Schüler-Beziehung vergleichen. Wenn jetzt einige Digital-Turbos glauben, den Mathematik- und Deutschunterricht der Volksschule könne man mittels hervorragender Präsentatoren und individualisierter Lernsoftware auch weitgehend ohne gestaltende Lehrpersonen durchführen, dann begibt sich die Pädagogik auf einen Holzweg. Wer auf dieses falsche Pferd der Digitalisierung setzt, wird sich gewaltig verrennen.

Forcierte Digitalisierung verbessert die Chancengerechtigkeit nicht

Bereits ist der laute Vorwurf zu hören, dass die unterschiedliche Ausrüstung der Primarschulen mit digitalen Geräten nun zu einer starken Verzerrung der Chancengerechtigkeit führe. Glauben diese Kritiker allen Ernstes, dass sich mit einem breit installierten digitalen Fernunterricht die volle schulische Leistung über Monate hinweg aufrechterhalten liesse? Kann mit einer analogen Unterstützung mit Arbeitsmaterialien und Telefonkontakten nicht auch einiges erreicht werden?

Doch letztlich geht es gar nicht darum, In welcher Form die Lernappelle und Aufträge an die Schüler zuhause gelangen. Wer nur einigermaßen Einblick in die unterschiedlichen Rahmenbedingungen in den Familien bezüglich elterlicher Lernunterstützung hat, wird im Zusammenhang mit dem Fernunterricht das Wort Chancengleichheit kaum noch verwenden. Die Schere des Lernerfolgs zwischen geförderten und ungenügend betreuten Kindern wird im Fernunterricht noch viel weiter auseinandergehen.

Eine forcierte Digitalisierung löst die schulischen Herausforderungen der Corona-Krise nur



zu einem begrenzten Teil. Gar nicht zum Vorteil der Schule wäre es, wenn die Krise als Auslöser für einen Paradigmenwechsel hin zu einer totalen Digitalisierung des Mathematik- und Deutschunterrichts benützt würde. Für einen solchen schulischen Umbau fehlen die überzeugenden pädagogischen Argumente.

Behalten wir einen kühlen Kopf und ziehen wir für die Schulentwicklung die richtigen Schlüsse:

- Digitale Lehrpräsentationen sind nützlich, wenn Notsituationen überbrückt werden müssen oder Kinder Musse zum freien Lernen haben.
- Lehrpersonen sollten Zugriff auf qualitativ gute Lernsoftware haben und nicht ihre Zeit mit dem Aussortieren ungenügender Präsentationen und Programme vergeuden müssen.
- Gute Präsentationen mit anschaulichem Bild- und Filmmaterial können den äglichen Unterricht bereichern, aber nicht ersetzen.
- Digitalisierte Lehrpräsentationen sollen als positive Herausforderung für die Verbesserung der realen Fachdidaktiken verstanden werden.
- Die Lehrerinnen und Lehrer sind in den verschiedenen Fachdidaktiken so aus- und weiterzubilden, dass sie selber einen ausgezeichneten lebendigen Unterricht gestalten können.
- Der Wert des gemeinsamen Klassenunterrichts als Zentrum der Schullebens muss wieder ins richtige Licht gerückt werden.
- Die finanziellen Mittel für die Schulentwicklung dürfen nicht einseitig für die schulische Digitalisierung verwendet werden. Vielmehr sollen die Schulen mehr in die interne fachliche Weiterbildung investieren.

Unterricht in Schulklassen schafft Geborgenheit

Die aktuelle Krise zeigt, dass die Kinder den unmittelbaren Kontakt zu ihren Mitschülern und zu ihren Lehrpersonen schon nach wenigen Tagen am meisten vermissen. Pädagogik in gut geführten Klassen vollzieht sich im Miteinander, im Zuhören, im lebendigen Mitdiskutieren und Miterleben.

Ich teile in Übereinstimmung mit Condorcet-Autor Carl Bossard die Auffassung, dass die Frage der Menschenbildung in der Pädagogik eine zentrale Rolle spielt. Der anerkannte Pädagoge hält den lebendigen Dialog im Klassenzimmer im Ganzen gesehen für nachhaltiger als die Einbahn-Kommunikation in einer Fernseh-Lektionsreihe. Diese kann zwar durchaus einige Lernfortschritte bringen, vor allem dann, wenn die Schüler das Lernen bereits als etwas Positives erfahren haben. Aber es ist gefährlich zu glauben, auch ohne hervorragende Lehrerinnen und Lehrer könne man dank der Digitalisierung unsere Volksschule einen grossen Schritt voranbringen.



Logopädie – erfolgreich integrierende Therapie

Condorcet Bildungsblog 18. März 2020, Gastbeitrag von Peter Aebersold

Kinder würden “unnötig therapiert” oder “Therapien würden dauernd zunehmen” ist eine – auch durch die Medien – weitverbreitete Meinung. Dabei werden die schulischen Therapien oft mit der Sonderpädagogik verwechselt. Es ist schon vorgekommen, dass Politiker solche Falschmeldungen als Grund für Budgetkürzungen genommen haben. Leidtragende sind dann immer die Kinder, die deswegen keine Therapie erhalten und denen so die Zukunft verbaut wird. Unser Autor Peter Aebersold überrascht unsere Redaktion immer wieder mit seinem Flair für den Sonderunterricht und die Beschreibung grosser Persönlichkeiten, welche in diesem Bereich wirkten.

Als Therapien gelten in der Volksschule die Logopädie, die Psychomotorik und Psychotherapie, alle anderen – wie sonderpädagogische Massnahmen – gelten nicht als Therapien. Die Therapien finden in einem Therapieraum mit einer Therapeutin und normalerweise einem Kind statt. Bevor eine Therapie stattfindet, wird – ähnlich wie beim Arzt – eine Diagnose mit Hilfe von geeigneten, meist validierten Diagnosetests erstellt. Rund 5 von 100 Kinder benötigen diese Therapien, davon rund 70% Logopädie. 2008 musste die Volksschule wegen dem Nationalen Finanzausgleich (NFA) alle bisher von der Invalidenversicherung (IV) bezahlten privaten Therapien übernehmen. Seither ist dieses Verhältnis unabhängig vom Anteil fremdsprachiger Schüler stabil geblieben. Die Therapeutinnen haben kein Interesse, unnötig Kinder zu therapieren, da sie oft eine längere Warteliste haben. Im Kanton Zürich zum Beispiel gibt es ein Kostendach – im Gegensatz zur Sonderpädagogik –, dass die Anzahl Therapeuten beschränkt. Es werden normalerweise nur Kinder in die Therapie oder auf die Warteliste aufgenommen, deren Eltern bereit zur Mitarbeit sind, damit auch daheim geübt wird und ein Therapieerfolg so möglich wird.

Die Logopädie als interdisziplinäre wissenschaftliche Disziplin grenzt an Teilgebiete der Medizin, der Linguistik, der Pädagogik sowie der Psychologie und beschäftigt sich dabei mit der Ätiologie, Diagnostik und Intervention hinsichtlich sämtlicher Kommunikations- und Schluckstörungen.

In der Logopädie werden Sprach-, Sprech-, Stimm-, Schluck- oder Hörbeeinträchtigungen behandelt und behoben. Vor dem Beginn einer Logotherapie findet eine Abklärung mit Tests statt. Dabei wird auch genau abgeklärt, ob eine Therapie notwendig ist oder ob ein allfälliger Entwicklungsrückstand auch ohne Therapie aufgeholt werden kann. Voraussetzung jeder Therapie ist der Aufbau einer Vertrauensbeziehung zwischen dem Therapeuten und dem Schüler. Die Störungen im Bereich der Logopädie umfassen eine grosse Bandbreite und reichen von fehlender oder falscher Lautbildung (sch, s, ch und R), falscher Zungenhaltung, mangelndem Wortschatz bis zu Stottern und Mutismus (Stummheit). Deshalb ist die Dauer der Therapie sehr unterschiedlich. Mangelndes Sprachverständnis be- oder verhindert das Lernen in fast allen Schulfächern.

Die Logopädie ist auch ein Kind der Wiener Schulreform und der jungen Tiefenpsychologie. Im Gegensatz zu Letzterer wurde sie jedoch schon früh von der Medizin akzeptiert und fand auch deshalb weltweite Verbreitung.

Der Laryngologe Emil Fröschels führte 1924 den Begriff Logopädie in den medizinischen Sprachgebrauch ein. 1913 hatte er sein *Lehrbuch der Sprach- und Stimmheilkunde* veröffentlicht, das mit den Werken des Begründers der Phoniatrie, Hermann Gutzmann sen., zur Anerkennung der Sprach- und Stimmheilkunde innerhalb der Medizin beitrug. 1920 errichtete er zusammen mit Kollegen und Pädagogen eine Sprachfürsorgestelle für Schulkinder der Stadt Wien. 1921 veranstalteten Emil Fröschels und Karl Cornelius Rothe in Wien erstmals Sonderkurse über Stimm- und Sprachheilkunde für Pädagogen, gründeten



die Sprachheilschule zur Ausbildung von Sprachheillehrern in Österreich und gelten deshalb als Gründer der Sprachheilpädagogik. Fröschels gründete 1924 die *internationale Gesellschaft für Logopädie und Phoniatrie (International Association for Logopedics and Phoniatrics IALP)*, deren Vorsitzender er von 1924 bis 1953 war. Er engagierte sich im Rahmen der Wiener Schulreform im Verein für Individualpsychologie bei der Erziehungsberatung und gründete 1926 ein individualpsychologisches Ambulatorium für Sprachstörungen an der Poliklinik, das er in Zusammenarbeit mit Alfred Adler und Leopold Stein leitete. Seine Forschung galt den psychologischen Ursachen der verschiedenen Sprach- und Sprechstörungen. Er führte das Stottern auf psychische und nicht auf angeborene Ursachen zurück. Nach dem Anschluss Österreichs wurde Fröschels wegen seiner jüdischen Herkunft zwangsbeurlaubt, verlor seine *venia legendi* und emigrierte 1939 in die USA. Dort konnte er seine Tätigkeit fortsetzen und sie fiel auf fruchtbaren Boden.

Amerikanischer Logopädenverband beweist hohe Wirksamkeit der Logopädie

Der amerikanische Logopädenverband (American Speech-Language-Hearing Association, ASHA) dürfte mit seinen 211'000 Mitgliedern der weltweit grösste sein. Wegen den Sparmassnahmen im Gesundheitswesen und den Forderungen von Krankenkassen, Gesetzgebern, Behörden, Politikern und Eltern sah sich der Berufsverband mit der Notwendigkeit konfrontiert, die Wirksamkeit der von den Logopäden erbrachten Dienstleistungen nachzuweisen. Um die kritischen Fragen im Zusammenhang mit den Behandlungsergebnissen beantworten zu können, führte der Verband ein freiwilliges Datenerfassungssystem (National Outcomes Measurement System, NOMS) mit aggregierten lokalen und nationalen Ergebnisdaten ein.

Der Schlüssel zum NOMS ist die Verwendung der funktionalen Kommunikationsmassnahmen (FCM). Diese wurden entwickelt, um die funktionellen Fähigkeiten im Laufe der Zeit von der Aufnahme bis zur Entlassung aus der Logotherapie oder im Laufe eines Schuljahres zu beschreiben. Das System besteht unter anderem aus einer Skala mit sechs Stufen (FCMs) (von nicht vorhandenen bis erheblichen Schwierigkeiten), die für jeden Therapiebereich speziell formuliert wurden. Die Schwierigkeitsstufen sollten je nach Alter der Kinder erreicht werden können.

Eine Studie beweist die hohe Wirksamkeit

Die von der ASHA durchgeführte Wirkungsstudie basierte auf Daten von 4'444 Vorschulkindern, die von 2006 bis 2010 logopädische Leistungen erhalten hatten. Die Stufen der funktionalen Fähigkeiten (FCMs) der Vorschulkinder wurden für jeden der folgenden Therapiebereiche speziell definiert: Pragmatische Therapie (kontextabhängige Bedeutung), Artikulation/Phonologie und Verständlichkeit, gesprochenes Sprachverständnis, Produktion gesprochener Sprache, Schlucken.

Sehr hohe Therapieerfolge bei der Integration von sprachauffälligen Kindern

Die ausgewerteten Daten zeigten, dass nach 12 bis 20 Therapiesitzungen bei rund 75% der Vorschulkinder Fortschritte in allen Therapiebereichen von mindestens einer Stufe möglich waren. In einzelnen Therapiebereichen konnten sich 20 bis 50% der Kinder um zwei Stufen verbessern. Eine kurzfristige Therapie half nur einer kleinen Gruppe von Kindern. Kinder mit schwereren Kommunikationsstörungen brauchten eine längere Therapie, um das gleiche funktionelle Kommunikationsniveau für ihre Altersgruppe zu erreichen, als Kinder mit weniger schweren Störungen.

Bei rund 70 Prozent der behandelten Kinder konnten die Sprachauffälligkeiten bei allen funktionalen Fähigkeiten zu 100% behoben werden.

Damit konnte nachgewiesen werden, dass bei rund 70 Prozent der behandelten Kinder die Sprachauffälligkeiten bei allen funktionalen Fähigkeiten zu 100% behoben werden konn-



ten, so dass sie mit den Gleichaltrigen mithalten konnten und keine Therapie mehr benötigten. Bei 30 Prozent konnte immerhin eine Verbesserung erzielt werden. Diese Erfolgsquote wurde auch international bestätigt. Die vielfältigen Ursachen für weniger oder keine Fortschritte reichten von zu wenig Therapiestunden über Verweigerung der Kooperation durch Kinder oder Eltern bis zu Krankheiten.

Mit der Therapie, präventiven Massnahmen (unter anderem Reihenuntersuchungen im Kindergarten) sowie fachlichen Stellungnahmen, Empfehlungen und Unterstützung der Lehrpersonen leistet die Logopädie einen wichtigen Beitrag zur schulischen Integration bei Sprachauffälligkeiten. In der Schweiz wären ohne die logopädischen Therapien die 24 Prozent (Pisa 2018) der bei der Lesekompetenz getesteten Schweizer Schulabgänger unterhalb des minimalen Niveaus 2 vermutlich noch höher ausgefallen.

Quellen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Emil_Fr%C3%B6schels

<https://de.wikipedia.org/wiki/Logop%C3%A4die>

<https://www.asha.org/> **American Speech-Language-Hearing Association (ASHA)**

<https://ialpasoc.info/> International Association of Logopedics and Phoniatrics (IALP)